

Hugo Kuhn

20. 7. 1909–5. 10. 1978

Das Oeuvre, das Hugo Kuhn seiner Wissenschaft, der Deutschen Philologie des Mittelalters, hinterlassen hat, besitzt als vielleicht signifikantestes Merkmal das einer eigentümlichen Verbindung von Offenheit und Hermetik. Es ist offen in der Weise, daß die initiierende Idee, der Versuch und das Programm in ihm den Ton angeben, daß die Gedanken immer wieder ins Unabsehbare gehen und Fragen und Problemkonstellierungen dem Autor wichtiger sind als handfeste Resultate. Es ist offen auch in der Weise, daß es die Konventionalität von Denkabläufen und fachlichen Begrenzungen sprengt, daß es sich hundertmal beschriebenen Gegenständen widmen kann in einer Art, daß man meint, das Objekt sei noch nie so angeschaut worden und es gelte nun, einen allerersten Anfang zu machen. Kuhns Werk ist hermetisch – und dies auch zum Teil gegen den Willen seines Autors – durch die eigenwillige Originalität der gedanklichen Fügung, welche Anknüpfungen an Schulen und Diskussionen abwehrt und sich mit signalhafter Verkürzung, komprimierender Reihung und eigengeprägter Terminologie ihr Instrumentarium schafft. Es ist hermetisch durch eine gleichsam allegorische Verfahrensweise, indem es die Gegenstände der Literaturwissenschaft weniger auf ihre Gegenständlichkeit befragt als im Hinblick auf ihren theoretischen ‚Zweitsinn‘ ‚verbraucht‘.

Das Gesamtwerk ist im äußeren Umfang leicht zu überschauen: der Teildruck einer Dissertation über ‚Walthers [von der Vogelweide] Kreuzzugslied (ed. Lachmann-Kraus] 14, 38) und Preis-

lied (56, 14)“ (Würzburg 1936); die Habilitationsschrift „Minne-
sangs Wende“ (Tübingen 1952, 2., verm. Aufl. 1967); die litera-
turgeschichtliche Darstellung der „Klassik des Rittertums in der
Stauferzeit 1170–1250“ in H. O. Burgers „Annalen der deutschen
Literatur“ (Stuttgart 1952); zwei Bände Kleine Schriften („Dich-
tung und Welt im Mittelalter“, Stuttgart 1959, und „Text und
Theorie“, ebd. 1969), zu denen in Kürze noch ein dritter Band
„Liebe und Gesellschaft“ (hg. v. W. Walliczek) kommen wird;
dazu die Betreuung von Carl von Kraus’ Walther-Ausgabe (12.
u. 13. Ausg. 1959 und 1965) und dessen „Deutschen Liederdich-
tern des 13. Jahrhunderts“ (2 Bände, Tübingen 1953 und 1958,
2., von Gisela Kornrumpf rev. Aufl. 1978) sowie schließlich die
Herausgabe der „Deutschen Vierteljahrsschrift für Literatur-
wissenschaft und Geistesgeschichte“ (Bd. 23–52, Stuttgart 1949
bis 1978; gegr. 1923 von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker).

Hugo Kuhn plante über lange Jahre eine Gesamtdarstellung
der deutschen Literatur des Mittelalters. Als junger Münchner
Ordinarius hat er fast unablässig über sie nachgedacht, und die
theoretischen Überlegungen, wie ein solches Unternehmen mit
Berücksichtigung aller methodischen Implikationen in unserer
Generation noch zu leisten sei, haben den konkreten Plan schließ-
lich aufgezehrt, die theoretisch-methodologischen Prolegomena
zu wissenschaftlichen Essays verselbständigt und aufsatzstarke
Überblicke über das 13., 14. und 15. Jahrhundert hervorgerufen,
in denen die Umrißskizze des ebenso genialen wie geübten Zeich-
ners das Großfresko ersetzt. Über das 14. und 15. Jahrhundert,
die ihn in den letzten Lebensjahren noch sehr beschäftigten, hat
Kuhn selber nie im Detail gearbeitet. Abgesehen von zwei noch
auf sehr frühe Ansätze zurückgehende Aufsätze zum Hilde-
brandslied konzentrieren sich alle seine Einzelstudien auf die
rund 300 Jahre zwischen 1000–1300, von Hrotsvith von Ganders-
heim bis zur Dietrichepik. Je sicherer der Blick mit den Jahren
die Eigenart volkssprachiger Literaturdenkmäler in der Kultur-
symbiose mit lateinischer Geisteswelt erfaßte, desto beharrlicher
wurde das Kreisen seiner Gedanken um wenige zentrale Bereiche
und Jahrzehnte. Das, was Kuhn theoretisch auseinanderlegen
wollte, um den Problemen der Formtypologie, der Werkstruktur,
der Gattung, der Existenzweise von Sprache in der Dichtung und

des Verhältnisses von dichterischer und außerdichterischer Realität neuen, seinen Grund zu geben, hat er am Artusroman, am Nibelungenlied und vor allem und immer wieder am Minnesang gezeigt.

Die geschichtliche Darstellung, zu der er selber nur in gleichsam vorthoretischer Situation den Mut besaß und die er an allen Moden vorbei immer als das eigentliche, krönende Geschäft des Literaturwissenschaftlers angesehen hat, konnte er sich später nur als letzte Aufgabe einer methodenbewußten Mediävistik denken, der andere voraufgegangen waren: die philologische Aufgabe, die in einer Art Text-Phänomenologie, in der totalen Beschreibung des in Sprache Gegebenen zu sehen ist. Dabei dachte sich Kuhn das Philologische nicht als selbstgenügsame Faktenerarbeitung, sondern als eine Tätigkeit, welche die besondere „Situation“ eines literarischen Textes definiert und damit den zweiten Aufgaben-Schritt vorbereitet, der in der beschreibenden Erfassung der jeweiligen Kulturfunktion und des literarischen Typus besteht. In diese Typologie sah er all das einbezogen, was ihm in seinen jüngeren Jahren, als die Faszination der Form noch allmächtig auf ihn wirkte, noch nicht so wichtig war wie später: die vielfältigen, Lebensordnung und Lebenshilfe verbürgenden Kulturbereiche des Mittelalters, in denen der Dichter, der Mäzen und der Hörer oder Leser sich begegnen.

Von hier aus war Kuhn auch ein Verfechter eines erweiterten Literaturbegriffs, und er ging gerne Überlieferungstypen nach, um in der Symbiose poetischer und nicht-poetischer Texte in einer Handschrift deren „Sitz im Leben“, ihre soziale Funktion erkennen zu können. Es kam ihm nicht darauf an, Sachtexten zu dichtungsanalytischer Behandlung zu verhelfen, sondern umgekehrt auch im poetischen Denkmal seinen kulturgeschichtlichen Zeugniswert herauszuheben.

Dabei hat er fiktionale und nichtfiktionale Texte in Bezug auf die in ihnen sich jeweils ausdrückende Realität immer sorgfältig unterschieden. In einer frühen und heute fast ‚klassisch‘ gewordenen Arbeit („Soziale Realität und dichterische Fiktion am Beispiel der höfischen Ritterdichtung Deutschlands“) wandte er sich ebenso gegen das Dilettieren des Literaturhistorikers in den soziologischen Aspekten der Literatur wie gegen die Simplizität

ten soziologischer Kurzschlüsse, in denen nicht berücksichtigt ist, wie die gesellschaftliche Realität, sofern sie Inhalt der Literatur ist, eingebunden bleiben muß in die literarische Eigen-Wirklichkeit, die eine Wirklichkeit der Form, des Sinnes und der Werte ist.

Es wäre irreführend, wollte man Hugo Kuhn als Strukturalisten bezeichnen. Zwar hat er früh, als das auch hier verspätete Deutschland strukturalistische Schulen und Methoden der Literatur noch kaum vom Hörensagen aufnahm, den Strukturbegriff analytisch verwendet und ihn auch durch den Verzicht auf das Ganzheitspostulat von älteren philosophisch-poetologischen Bestimmungen, etwa Diltheys, implizit abgesetzt. Von heutigen strukturalistischen Richtungen unterscheidet sich Kuhn, der im Grunde auch nie den Kontakt zur modernen Linguistik gefunden hat, jedoch dadurch, daß Symbolfunktion und Sinnbezug der strukturalen Konzeption bei ihm von Anfang an im Strukturbegriff enthalten sind. Lehngabe war bei ihm anfangs mehr die Architektur als die Mathematik, später mehr die struktural Ethnologie (Lévi-Strauss) als sprachtheoretische Schulen.

Kuhn hat seine Gedanken zur Sinn-Aussage von Werkstrukturen mehrfach an dem von ihm selbst ausführlich (zuerst in der Festschrift für Kluckhohn und Schneider, Tübingen 1948) entwickelten Beispiel von Hartmanns von Aue Erec-Epos dargelegt. Aus ihm ließ sich im literarhistorischen Ausgriff eine spezifische Bauform des höfischen Artusromans als sogenannte „Doppelwegstruktur“ abstrahieren, und in ihr konnte Kuhn mit anderen die struktural Antwort der ersten großen französisch-deutschen Laienkultur des Mittelalters auf die für sie konstitutive Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, individueller Selbstverwirklichung und gesellschaftlichem Normanspruch freilegen. Kuhn hat die Artusepik als „Gerüstepik“ definiert, das Verhältnis von Mythos und Bauform hat er in seinem Parzival-Aufsatz (1956) bestimmt.

In seinen Struktur-Überlegungen hat Kuhn die Verbindung zur Geschichte nie aufgegeben. Die Artus-Struktur wurde geschichtlich für ihn in zweierlei Hinsicht von Bedeutung. Es ließ sich die literarhistorische Stellung von Wolframs „Parzival“, von Gottfrieds „Tristan“ und des Nibelungenliedes von der Bauform

des klassischen Artusromans her genauer erkennen, es ließen sich sogar – in einem späten, mit kühnen Abstraktionen arbeitenden Versuch („Tristan, Nibelungenlied, Artusstruktur“, Bayer. Akad. d. Wiss., SB der phil.-hist. Kl. 1973, 5) – verschiedene Gattungen verbindende Strukturgerüste freilegen, die Kuhn historisch dem 12. Jahrhundert zuordnete. Zweitens ließ sich die späthöfische Epik von ihrer einfachen Etikettierung „epigonal“ befreien und in ihrem formelhaften „Verbrauch“ narrativer und strukturaler Motive, in der Aufhebung der Identität von Form und Inhalt beschreiben. Kuhn hat für seinen eigenen Versuch, den er für die späthöfische „Kudrun“ (um 1240) unternahm, mit dem Stichwort des „Manierismus“ gearbeitet.

In der Theorie konnte er den für seinen Strukturbegriff bedeutsamen methodischen Weg, dem er ein „weltliterarisches“ Ziel zuordnete, nur noch andeuten: Aus erzählerischen Entitäten (z. B. mittelhochdeutschen Versepen) werden durch eine Art operativer Abstraktion Strukturschemata gewonnen; diese werden durch eine erneute Abstraktion auf eine überwerkmäßige Strukturtypologie bezogen; eine dritte Abstraktion führt zu deren Bedeutungskernen, den Strukturgedanken, und sie sollen zugleich wesentliche Bestandteile einer geschichtlichen Darstellung sein. – Man erkennt in den Abstraktionsschritten unschwer den oben dargestellten Dreischritt im Rahmen einer Literaturtheorie des Mittelalters wieder. Die Darstellung, welche die verschiedenen gleichgerichteten Ansätze zu einem konsistenten System aufeinander beziehen sollte, ist Kuhn nicht mehr beschieden gewesen. Er hat sie geplant.

Wie weit sich das von ihm im Programm entworfene operationelle Vorgehen in der praktischen Durchführung bewähren könnte, hat ihn immer wieder beschäftigt. Erprobungen näherte er sich mit einzelnen Schülerarbeiten; aber es waren „approximations“, und die seinem Entwurf kongeniale Ausführung war nicht leicht zu finden. Es ist auch kaum abzusehen, ob sich hier nicht die gleichen Schwierigkeiten einstellen müssen wie bei der strukturalen Grammatikforschung: daß sich Gesamtdarstellungen dem einheitlichen Zugriff versagen, weil das Material ungleichmäßig oder überhaupt nur teilweise strukturiert ist.

Nicht nur in so weit ausgreifender und in einem Teil immer

spekulativ bleibender Theoriebildung, sondern auch in konkreter Einzelforschung war Hugo Kuhn stets ein Neuerer. Er faßte, von jeder Art des Nachvollziehens schon nach wenigen Sätzen, fremden und eigenen, gelangweilt, einen Gegenstand nicht an, wenn er nicht von Grund auf Neues dazu zu sagen hatte. Sein Buch über den Minnesang des frühen 13. Jahrhunderts nach Walther von der Vogelweide („Minnesangs Wende“) stieß sachlich und methodisch in unbebautes Gelände vor; denn seine Themafrage hieß eigentlich: Wie ist der Schematismus dieser Lyrik zwischen Klassik und Spätmittelalter, ihre geronnene Form und ihre versatzstückhafte Formelsprache, angemessen darzustellen, ohne daß der Interpret seinerseits in evolutionistische Denkklišees verfällt? Kuhn hat hier bis dahin in der Deutschen Philologie ungewohnte, sich von Andreas Heusler lösende Beschreibungsmethoden und -kategorien eingesetzt und hat darüberhinaus zwischen Philologie, musikalischer Liedforschung und literaturgeschichtlicher Begrifflichkeit vermittelt. Der Hebel, der ihm die Dinge in Bewegung brachte, war der Begriff der objektiven Form, der Form, die ihre Objektivität gewinnt in der Identität von Inhalt und Form und die damit die Inhalte von der Verpflichtung entlastet, in einer der Neuzeit gewohnten Weise individuell zu sein. Und das ist typisch für fast alles, was Hugo Kuhn geschrieben hat: Auch die Detailuntersuchung wird nicht fruchtbar durch Auffindung neuen Materials, neue ideen- oder theologiegeschichtliche Einsicht, sondern durch eine von Grund auf veränderte Blickrichtung auf den Text, neue Beschreibungsaspekte, neue Begrifflichkeit, neue Konzeption.

Die mediävistischen Wissenschaften haben nicht wenige Anregungen Kuhns aufzugreifen und zu verfolgen gesucht, aber es war sein Ehrgeiz, immer seinen ‚Verfolgern‘ voraus zu sein. Wenn sie glaubten, auf der Höhe seines Gesprächs zu sein, entzog er sich ihnen mit neuen Differenzierungen. Er konnte sich keiner Richtung anschließen und suchte auch gegenüber Verwandtem immer sich absetzend den eigenen Weg. So blieb er, trotz vielfach gepflegtem interdisziplinärem Austausch, doch oft mit sich und seinen Gedanken allein. Die Schüler, die sie rezipierten, bedeuteten ihm viel und gaben ihm im Alltag der Lehre den bewunderten Schwung und die Kraft für seine letzten, nur mit größter Selbst-

disziplin zu leistenden Lehr- und Schaffensjahre. Von ihm selbst haben auch die Nächsten wenig gewußt. Landläufige Formen der Geselligkeit bereiteten ihm Mühe, schon allein wegen aller mit ihnen notwendig verbundenen Verhaltensklischees, die ihn quälten. Aber man wird Hugo Kuhn im Gedächtnis behalten so, wie er allen gegenübertrat: heiter und ausstrahlend, unbegrenzt Vertrauen schenkend, durch Anregung und Zustimmung Sachhingabe und Anspruch weckend, im Eigenen verschwiegen, aber stets mühelos und gleichsam schwerelos die Zusammenhänge geistiger Erscheinungen im Versuchs-Spiel abstrakter Sprachfiguren erprobend, ein Künstler, der sich das Mittelalter zum Objekt seiner unerschöpflichen Imaginationskraft erwählt hatte.

Bis hierher wäre Hugo Kuhn vielleicht noch willig mit uns gegangen; den biographischen Rest hätte er sicher als *quantité négligeable* mit leichtem Unmut abgewehrt. So erscheint es angebracht, sich mit wenigen Andeutungen zu begnügen.

Hugo Kuhn ist 1909 in Thaleischweiler in der Pfalz geboren. Sein Vater hat eine zeitlang dem schlesischen CVJM vorgestanden, wurde später pietistischer Prediger, und der äußerste Ernst in religiösen Fragen hat den Sohn durch das Leben begleitet. Wichtig wurden für ihn Studiensemester in Breslau; sie brachten seine philosophischen Anlagen in Bewegung und näherten ihn der neuen Kunstphilosophie. Bei Richard Hönigswald und Dagobert Frey hörte und lernte er, Julius Meier-Graefe, den er oft mit diesen beiden Anregern zusammen nannte, ist er wohl nicht persönlich begegnet. In Tübingen, wo er sein Studium mit germanistischem Schwerpunkt fortsetzte, wurde er Schüler und später Freund von Hermann Schneider und Paul Kluckhohn. Er war beiden freilich mehr in der großzügigen Kultur des wissenschaftlichen Stils als in der Sache verbunden. 1936 wurde er promoviert, 1939 habilitierte er sich, nahm am Kriege an der Ostfront teil, kehrte verwundet vorzeitig zurück und durchlebte von 1944 bis 1954 in Tübingen zehn fruchtbare Jahre wissenschaftlichen Aufbruchs. Die Keimzellen nahezu aller später produktiv gewordenen Gedanken stecken in diesen Dozentenjahren.

1954 wurde Kuhn auf den Lehrstuhl Hermann Pauls und Carl von Kraus' nach München berufen, und die Pflicht zur Verwaltung seines wissenschaftlichen Vermächnisses, die ihm Carl von

Kraus auferlegt hatte, blieb Kuhn durch sein Leben Aufgabe und Ansporn. Er ist in München geblieben, auch als Tübingen ihn zurückzugewinnen suchte. 1955 wurde er zum ord. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt und begründete 1959 die Kommission für Deutsche Literatur des Mittelalters, der er bis zu seinem Tode vorstand, in der er seine Freunde versammelte und in deren Schriftenreihe auch die besten Arbeiten aus seinem weitgespannten Schülerkreis erschienen sind. Hugo Kuhn hat über seine Emeritierung hinaus bis zum Sommersemester 1978 gelehrt; die Jahre am Schreibtisch, auf die er sich freute, sind ihm nicht mehr vergönnt gewesen. Er hat es seit längerem gewußt.

Hans Fromm

Lit.: W. Haug: H. K. 1909–1978. Dt. Vierteljahrsschr. f. Lit.-wiss. u. Geistesgeschichte 52 (1978), 6 ungez. Bll. nach S. 526. – H. Fromm: Zu den Dingen selbst zu gelangen. Die Welt vom 19. 7. 1974. – ders.: Vom Umgang mit Texten. Süddt. Zeitung vom 9. 10. 1978.